

## **Drei Sommer in Tirol**

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1871**

V. Nach Kitzbühel. 1869

---

## V.

### Nach Kitzbühel.

1869.

---

Auch Kitzbühel, die Stadt, wird jetzt oft genannt. Ziemlich entlegen von der Eisenbahn und der großen Touristenströmung zählt sie doch viele standhafte Verehrer und weiß ihre Gäste nicht nur aus weiter Ferne herzulocken, sondern oft auch lange festzuhalten.

Wenn wir von Wörgl im Innthal zwei Stunden gegangen sind, stehen wir am Fuß der hohen Salve. Auf einem Ausläufer derselben erhebt sich das mächtige, aber halbverfallene Schloß Itter, das bis 1803 den Erzbischöfen von Salzburg gehörte.

Eine kleine Stunde von Itter auf dem Wege nach dem Dorfe Häring liegt das Bad Längau. In dieser Gegend soll Margaretha, die Maultasch, welche die Herrschaften Ruffstein, Rattenberg und Kitzbühel als Wittibitz erhalten hatte, manchen schönen Tag auf dem Jusinger Hof zugebracht haben. Der Jusinger Bauer mußte vor Zeiten auch jedes Jahr am Montag nach St. Galli in altfränkischem Anzuge auf einem Schimmel nach Söll reiten und dem Richter daselbst in einem Beutel von rothem Taffet drei Meraner Kreuzer übergeben. Dafür wurde ihm ein

Mahl und eine Maas Wein gereicht und beim Ab- und Aufsteigen mußte ihm der Richter die Steigbügel halten. Derlei alte schöne, freilich oft sinnlos gewordene Bräuche waren einst über ganz Tirol in reichster Zahl vorhanden, sind aber jetzt, wie anderswo auch, fast alle abgekommen.

Der erste größere Ort, der uns nun entgegentritt, ist Hopfgarten, ein freundlicher Markt, in enger, aber schöner Landschaft, jetzt noch wenig besucht, jedoch für die Zukunft zu empfehlen, da das Posthaus, wie man zu sagen pflegt, „allen billigen Anforderungen vollkommen entspricht.“

Von hier aus wird auch die hohe Salve gern bestiegen und es sind zu diesem Zwecke Maulthiere und Führer stets bereit. Die hohe Salve ist übrigens von den Landleuten der Gegend schon lange erklimmen und ihre gewaltige Aussicht schon lange bewundert worden, ehe ein Wörtlein in die große Welt drang. Schon vor Jahrhunderten haben sie auch ein Kirchlein auf die Spitze gesetzt und einen Priester bestellt, der zur Sommerszeit allwöchentlich hinaufsteigen und für die Liebhaber der reinen Alpenluft, welche sich von Nah und Fern versammeln, eine heilige Messe zu lesen pflegt. Schon vor sechsundvierzig Jahren, nämlich 1823, ist auch die Erzherzogin Maria Louise von Parma, einst Kaiserin der Franzosen, auf der Salve gewesen. Nichtsdestoweniger kann leicht noch ein Menschenalter vergehen, bis die gastlichen Einrichtungen auf dem Gipfel, was Comfort betrifft, nur halbwegs denen auf dem schweizerischen Rigi gleichen, während sie diese, was die Rechnungen betrifft, bereits überflügelt haben sollen.

Uebrigens bin ich auch schon einmal auf die hohe Salve gestiegen, habe aber leider trüben Himmel und nebenbei schlechte Verpflegung gefunden, so daß ich etwas verstimmt wieder abwärts ging. Wer aber einen klaren Tag trifft,

hat seine Mühe gewiß nicht zu bereuen und manche Wanderer, die hier oben von Wind und Wetter begünstigt waren, haben dem Berge und seiner Aussicht da und dort schon begeisterte Schilderungen gewidmet.

Die Gegend von Hopfgarten bis Ritzbühel ist ein liebliches Thal — wenig Getreidebau, fast Alles Wiese und Wald, Dörfer im Alpenstyl, schöne, mit Schnitzwerk gezierte Bauernhöfe und gute Wirthshäuser. An einem dieser Gasthöfe steht mit großen Buchstaben: „Zum Grinnenhaft“ — eine Aufschrift, die den wenigen etymologischen Scharfsinn, den ich etwa besitze, vollkommen in Anspruch nahm. Als ich mir schon einige Zeit umsonst den Kopf zerbrochen, rief ich den Wirth zu Hilfe und bat ihn um eine Auslegung. „Ei,“ sagte dieser, „da hat mir ein wälischer Maurer das Haus herabgeputzt und hat mir die Aufschrift ganz ungeschickt hingemalt. Eigentlich soll's heißen: „Zum grünen Ast.“ — „Ach ja,“ sagte ich überrascht, „das wäre viel verständlicher! Lassen Sie doch die Uebersetzung daneben himmalen.“

Eine Stunde von Hopfgarten, gegen Ritzbühel hin, liegt Westendorf, ein Ort, der auch schon einmal der Sitz einer Secte war, freilich einer jungen und kurzlebigen, denn sie entstand erst im Jahre 1809 und war schon nach wenigen Jahrzehnten wieder verschwunden. Im Jahre 1809 wurde nämlich vom Consistorium zu Salzburg auch dem Clerus des Brizenthales der Huldigungseid für die neue bayerische Obrigkeit abverlangt. Die Geistlichen leisteten ihn alle, bis auf den hochwürdigen Benedict Hagenleitner, der jenes Verlangen beharrlich ablehnte. Das Volk hielt sich nun an diesen und betrachtete alle Priester, die den Eid geleistet, fortan als meineidige. An die Spitze der Abtrünnigen stellte sich ein Bauer, Sebastian Manzl, der nach seinem Hof insgemein der Mannhart hieß, und von

ihm erhielt die Secte auch den Namen. Die Mannharter brüteten und gährten im Stillen fort, bis ins Jahr 1815, wo der Mannhart das Zeichen zum offenen Bruche gab, indem er sammt seinem ganzen Hause sich weigerte, beim Vicar des Ortes zur Beicht und Communion zu gehen. Nunmehr schritten aber geistliche und weltliche Obrigkeit gegen die Sectirer vor, welche sich jedoch nicht einschüchtern ließen, sondern eine Gesandtschaft an den päpstlichen Nuntius in Luzern abordneten, diesen zu fragen, was er von der Sache halte. Seinen Bescheid faßten sie so auf, als ob das Recht auf ihrer Seite, als ob der gesammte Clerus und die katholischen Regierungen in Deutschland vom päpstlichen Stuhle und der wahren Kirche abgefallen und die Auserwählten nur die Mannharter seien. Sie gedachten nun nach Rom zu gehen, um auch den heiligen Vater zu consultiren, obgleich ein altes Weiblein laut dagegen protestirte und ausrief: Wozu nach Rom? ist es der wahre Papsst, so sagt er dasselbe, was wir — sagt er etwas anderes, so ist er nicht der wahre. — Endlich ertheilte ihnen Kaiser Franz die Erlaubniß, nach Rom zu reisen. Die Abgesandten zogen hin, sprachen mit Leo XII. und verschiedenen Cardinälen und mußten zu großer Uebersaschung vernehmen, daß sie selbst im Irrthum und daß die katholische Kirche in Deutschland keineswegs von der Wahrheit abgefallen. Am zwanzigsten Jänner 1826 kamen sie in der Heimath an und verkündeten den versammelten Mannhartern, was ihnen der Statthalter Christi aufgetragen. Sein Ausspruch wurde aber zuerst nur von wenigen als richtig und verläßlig anerkannt. Nur allmählig folgte die Mehrzahl dem guten Beispiel, das ihnen ihre Gesandten gaben — Manche aber sind ihrer Ueberzeugung bis zum Tode treu geblieben und als Mannharter ins bessere Jenseits hinübergegangen. Professor Alois Flor,

der später in Rom gestorben, hat die Geschichte dieser Secte unter dem Titel: „Die Mannharter“ im Jahre 1852 bei Wagner in Innsbruck herausgegeben.

Diese Landschaft ist auch sehr sagenreich; namentlich im Spertnerthale, das bei Kirchberg eingeht, weiß man vom Benediger Mandl, vom Zwergenlande und dergleichen Mähren viel zu erzählen.

Bemerkenswerth ist ferner das Dorf Brigen mit seiner großen Pfarrkirche. Hier wird ein Gotteshaus schon im Jahre 788 erwähnt.

Nachdem wir noch drei kleine Stunden gegangen, sehen wir um eine Ecke biegend plötzlich die drei Thürme von Ritzbühel über die Wiesen ragen — zwei ältliche und einen zopfigen. Hinter uns steht des wilden Kaisers schreckliches Gebirge, überall in graue Spitzen, Nadeln und Hörner aufschießend. Links in der Tiefe glänzt „der schwarze See,“ von Wasserlilien eingefasst. Nicht weit davon auf der Anhöhe prangt ein hohes, alterthümliches Haus, Schloß Lebenberg, jetzt der Fürsten von Lamberg, denen auch Schloß Rapsburg gehört, welches am anderen Ende der Stadt liegt. Ueber dieser erhebt sich das Ritzbühler Horn, lang hingestreckt, wie ein Löwe, dem das Haupt abgeschlagen. In drei Stunden ist es leicht zu erklimmen und gewährt eine wundervolle Umsicht.

Tiefenbrunnens Gasthaus zu Ritzbühel gilt für das besteingerichtete, behaglichste in ganz Tirol — ja einer der Gäste, der heuer etliche Tage dort verweilte, ein weitgereiseter Mann, war so eingenommen dafür, daß er ihm eine europäische Bedeutung zusprach — nicht wegen seiner Größe, seines Luxus, seiner Vornehmheit, in welchen Stücken sein Werth überhaupt nicht liegt, sondern wegen der trefflichen Pflege, der unübertrefflichen Reinlichkeit und der lieblichen Fülle seiner Erquickungen.

Die Stadt selbst hat eine ansehnliche, mit stattlichen Häusern besetzte Straße. Die Häuser sind in milden Tönen gelb und rosenroth getüncht, mit flachen, vorspringenden Schindeldächern belegt und mit grünen Jalousieläden ausgestattet. Auch hängen in halber Höhe allerlei Zeichen, als Stern, Adler, Köffel u. s. w., in die Straße herein. Ueber deren Bedeutung werden unsere Leser nicht im Zweifel sein, aber ein Franzose, der einmal durch Süddeutschland zog und ein Buch darüber schrieb, überschätzte den germanischen Tiefsinn dermaßen, daß er auch diese harmlosen Wirthshauschilder für die Zeichen geheimer philosophischer Verbindungen ansah und ihnen eine mystische Bedeutung zuschrieb.

Anderere Merkwürdigkeiten sind in dem freundlichen Ritzbüchel nicht viele zu finden. Außerhalb der Stadt steht auf einer Anhöhe im Friedhose eine ansehnliche Kirche. Auf dem Boden der Vorhalle liegt ein Marmorstein von ungewöhnlicher Größe, wie wenn er das Grab eines alten Volkskönigs oder Stammesherzogs decken sollte. Der Schild ist abgetreten und seine Zeichen sind nicht mehr zu erkennen, wohl aber der mächtige Turnierhelm und der prächtig ragende Helmschmuck. Welcher berühmte Heros liegt wohl unter diesem Stein? Wer sich abmüht, die halbverwischten Buchstaben zu lesen, der bringt nur heraus: Herr Chunrat Ebser, der gestorben ist, da man (zählt). — Wer war Herr Chunrat Ebser? Unzweifelhaft einer von denen, die einst zu Ebs, das unterhalb Ruffstein am Innstrom liegt, auf ihrer Burg geseßen. Sonst scheint Niemand von ihm zu wissen, wenn nicht vielleicht Vater Justinian Ladurner zu Innsbruck sein Todesjahr angeben kann. Ein großer Herr scheint er gewesen zu sein, ein großer Mann war er schwerlich, sonst hätten ihn die Toleren nicht ganz vergessen. Dankbare Nachkommen scheint

Shunrat Eßer auch nicht gehakt zu haben, da die Jahrzahl, die auf dem Steine unausgefüllt geblieben, Niemand mehr nachgetragen hat.

Das bürgerliche Leben zu Ritzbüchel hat sich noch manchen jener alterthümlichen Züge bewahrt, welche anderstwo jetzt so rasch verschwinden. Namentlich die Jahrtage der Zünfte werden noch gefeiert, „wie in der guten alten Zeit.“ Mit festlichem Gepränge und mit klingendem Spiele zogen damals die Müller und die Bäcker zum Gottesdienste, in festlicher Langweile begingen sie ihr Mahl beim Hinterbräu. Aber auch der blühenden Jugend war die Freude nicht versagt. Schon am frühen Nachmittag zogen die Söhne der Meister und ihre Gefellen mit den Mädchen, die sie geladen, in fröhlichem Zuge auf den Hinterbräukeller. Die Mädchen gehörten dem Kaufmannsstande und anderen Gewerbsleuten an und waren fast alle von Natur aus hübsch, jedoch durch zierliche Tracht noch merklich verschönert. Vier Bergknappen mit Trompeten, Bombardon und Clarinetten schritten dem Häuflein voran und bliesen angenehme Weisen. Einige Mütter, Müllerinnen und Bäckerinnen, zogen langsam hinterdrein, um die fast unnöthige Aufsicht zu führen.

Auf dem Hinterbräukeller schritt die Jugend rasch zum Tanze. Die Ritzbüchler Jugend tanzt noch mit Gefühl und mit Ausdruck, was man anderstwo längst für überflüssig hält. Nicht stürmend, nicht rasend, sondern langsam, aber zierlich sich dahintwiegend schlürft sie die süßen Empfindungen behaglich ein. Gleichwohl sind die Tänzer ungemein gewandt und walzen rechts und links mit namhafter Gelenkigkeit zwischen den anderen Paaren durch. Die kurzen Röcklein der Mädchen heben sich immer höher, und ihre Füßchen mit den lackirten Stiefelchen bieten den Zuschauern anmuthige Augenweide. Auf kurze Tänze folgen kurze

Bausen, so daß die Lust eigentlich ohne Unterbrechung fortwogt und der Athem doch nicht verloren geht. Nach jedem Tanze aber erheben die Jungen mit den Füßen ein freudiges Stampfen, welches die Ohren der Zuschauer allerdings weniger freundlich anspricht, als die lachenden Stiefelchen deren Augen. Zum Puße der Mädchen steht übrigens der sorglose Anzug der Burschen in einigem Contraste. Die meisten tanzen in Hemdärmeln und behalten ihre Hüte auf, welche letztere aber mit Rosen, Bergißmeinnicht und anderen vielfagenden Blümchen bedeutsam geschmückt sind.

Der Ton, der über diesen Vergnügungen waltet, ist so anständig, daß selbst die Töchter höherer Stände nicht ungerne an denselben nippen. So kam auch damals eine Mutter mit zwei artigen Mädchen des Weges und trat unbefangen in den Tanzsaal. Frisur und Toilette schienen eine feinere Schichte zu verrathen; so gehen keine Bäckerinnen, keine Müllerinnen. Ich fragte eine der Matronen, die neben mir stand, wer die Damen wohl seien. „Ei,“ sagte diese, „das sind die Töchter vom Herrn Rasirer — sie kommen g'rad ins Tanzen“ (nur zum Tanzen). In der That waren sie auch nicht umsonst gekommen, denn die jungen Müller und Bäcker brachten ihnen sofort ihre Guldigungen dar und baten sie bald, in den tanzenden Reigen einzutreten.

So lebten sie Alle heiter und fröhlich dahin, bis des Abends um neun Uhr. Dann aber zog die ganze junge Gesellschaft paarweise wieder zur Stadt zurück und erreichte dort unter der Obhut der Mütter sitzsam und unverfehrt den heimischen Herd.